

Auszug aus dem Festvortrag „50 Jahre Lehrerbildung in Osnabrück“ Von Arnim Regenbogen

Mein Beitrag bezieht sich auf Reformmodelle in der Lehrerbildung seit der Universitätsgründung. Ich möchte dies aus der Perspektive eines Lehrenden formulieren, der sich damals von der Erweiterung des Ausbildungsangebots durch eine Integration der PH in die Uni sich selbst sehr viel versprochen hatte.

[...]

Warum war der Übergang von einer berufsbezogenen PH-Ausbildung zu einer Reformuniversität notwendig, als man grundsätzlich eine Reform des Lehrbetriebs anstrebte? Die Universität galt doch traditionell gerade nicht als eine Hochschule, die auf Berufsausbildung hin ausgerichtet war. Sie verstand sich früher überwiegend als relativ unabhängig von Anforderungen der gesellschaftlichen Praxisfelder. Statt dessen begriff man sie als eine Institution, die Wissenschaften nach eigenen immanenten Kriterien pflegt und die Wahrheitssuche unabhängig vom Verwendungszweck kultiviert. Hier ist eine kurze Erinnerung notwendig, um zu zeigen, in welchen Hinsichten der Wunsch nach einer veränderten Lehrerausbildung verständlich war, welche sich von den Studiengängen der alten PH unterscheiden sollte. Heute wird mitunter die Integration der PHs in die Universitäten als ein großer Fehler bezeichnet. Dabei wird oft die traditionelle berufsorientierte Lehrerausbildung gerühmt, weil sie in dieser Hinsicht jedem Universitätsstudium überlegen sei, solange sich das Unistudium bis dato ausschließlich am Modell der Wissenschaftssystematik nach Fächern orientiert hatte. Insofern ist die Kritik in mancherlei Hinsicht verständlich. Doch anschließen möchte ich mich dieser Kritik im Folgenden nicht.

Zunächst erwähne ich die Vorzüge, die die PH - verglichen mit den Traditionsuniversitäten der 1960er Jahre - tatsächlich gehabt hat, zumal sie zumindest in das Lehre das weitergegeben hatte, was man heute Berufswissenschaften nennt: Schulpädagogik und Sozialpädagogik sowie zentrale Gebiete wie Pädagogische Anthropologie und Sozialisationstheorie, zwei Gebiete, die damals und heute in dem Fach „Allgemeine Pädagogik“ angeboten werden. Hinzu kamen damals wie heute die Pädagogische Psychologie als Pflichtbereich sowie auch die Grundwissenschaften Soziologie und Politikwissenschaften als Wahlpflichtbereiche. Das sind Fächer die heute in Niedersachsen immer noch im Ausbildungskanon für die Lehrämter des allgemein bildenden Schulwesens verankert sind. Als größter Vorteil der alten PH-Ausbildung wird heute noch gerühmt, dass nur diese Ausbildungsstätte durchgängig für alle Wahlfächer eigene Professuren für Fachdidaktik und Fachmethodik besaß. Bei der Wahl der studierbaren Unterrichtsfächer wurde damals zu PH-Zeiten indes vorausgesetzt, dass das tradierte Schulwissen, z. B. in den Sprachen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften für Studierende, die mit dem Abiturabschluß an die PH kamen, verfügbar war. Daher war man bei der Planung der PH-Ausbildung der Meinung, man könne Professuren für Gebiete, die den Unterrichtsfächern entsprechen, ausschließlich denominieren mit einer Bezeichnung für die jeweilige Fachdidaktik und Fachmethodik. Faktisch mussten die Lehrenden der einzelnen Unterrichtsfächer jedoch zusätzlich die fachwissenschaftlichen Grundkenntnisse des Schulfachs mit vermitteln. Die Kolleginnen und Kollegen, die Unterrichtsfächer lehrten, haben damals Großartiges geleistet. Es ist ihnen überwiegend gelungen, neben Fachmethodik und Fachdidaktik auch für ein Minimalniveau im Studium ihrer Fachwissenschaften zu sorgen. Doch im Ganzen blieb das grundsätzliche Defizit der reinen PH-Ausbildung offensichtlich. Die didaktisch-methodische Ausbildung mochte weiterhin als Vorbild dienen. Doch es fehlte im Studium an einer umfassenden disziplinären Grundausbildung in den Wissenschaften, für die sich die Studierenden als Fachlehrkräfte ausbilden lassen wollten.

Für die Lehrerausbildung war die Integration der PH in die Universität daher insbesondere ein Gewinn: Auch wenn die Zahl der Lehrenden in den Grundwissenschaften wie Erziehungswissenschaft und Psychologie in der Universität ab 1974 zunächst nicht vergrößert wurde, so wurde doch für fast alle bisher eingerichteten schulischen Unterrichtsfächer fachwissenschaftlich (und nicht nur fachdidaktisch) qualifiziertes Personal eingestellt oder berufen. [...]

Der 1974 gestartete Modellversuch Einphasige Lehrerausbildung hatte zum Ziel, die Ausbildungselemente des Hochschulstudiums und des Referendariats zu einem einzigen Grundstudium zusammen zu fassen. Den Fehler der alten Gymnasialausbildung an Universitäten, die noch wenig Rücksicht auf Praxisorientierung im Berufsfeld Schule nahm, wollte man an der Reformuni nicht wiederholen. Aber auch für die Ausbildung künftiger Lehrkräfte an Grundschulen, Orientierungsstufen, Hauptschulen und Realschulen sollte das neue Studienmodell einen Gewinn darstellen. Denn bis 1976 gab es in diesen Schulstufen noch kein Referendariat. PH-Absolventen mussten in der Regel gleich nach der 1. Lehramtsprüfung selbstständig mit voller Stundenzahl in den Schulen unterrichten. Ob das Einphasige Studienmodell für das Lehramt an Gymnasien ein Gewinn war, diese Frage blieb schon damals offen. Die Ausbildung an der Osnabrücker Universität, die erst nach und nach voll ausgebaut wurde, konnte mit der sehr viel längeren Fachausbildung an Traditionsuniversitäten in den 70er Jahren im Großen und Ganzen kaum mithalten. Dagegen war die Einphasige Lehrerausbildung für die anderen Typen des allgemeinbildenden Schulwesens, für die Grundschule und Orientierungsstufe, für die Hauptschule und die Realschule ohne Konkurrenz. Sie stellte in jedem Fall eine Verbesserung dar gegenüber der bloß sechssemestrigen Ausbildung mit dem Anspruch, vollständige Berufsfertigkeiten nach einem bloß sechssemestrigen PH-Studium zu gewährleisten.

Bevor ich auf Erfahrungen mit diesem Reformmodell eingehe, möchte ich daran erinnern, wie schwer sich die Vertreter der PH und der extern bestellten Hochschulreformer, im sogenannten „Gründungsausschuss“ der Uni zwischen 1971 und 1974 bei der Herstellung eines konsensfähigen Reformmodells getan haben. Nicht gern erinnern möchte ich an die heftigen politischen Auseinandersetzungen. Aber verschweigen möchte ich sie nicht. Dabei sollte es eigentlich bei der Diskussion um die künftige bessere Qualifikation der Lehramtskandidaten weder um Parteipolitik noch um den Streit um die besseren gesellschaftlichen Utopien für die Zukunft gehen. Und doch kamen programmatische Äußerungen, die das jeweilige Gesellschaftsbild der Programmverfasser druckscheinbar ließen, bei den jeweiligen Kritikern leicht unter den Ideologieverdacht, der häufig auch nur mit Schlagworten wie „marxistisch“ oder „reaktionär“ geführt wurde.

Und doch waren sich über alle politischen Gegensätze und über alle ideologisch formulierten Unterschiede - kurz vor Start des Lehrbetriebs an der Uni - alle Gruppen darin einig, der Einphasigen Ausbildung als Experiment eine Chance zu geben. Die Zahl der Erstsemester an der Uni insgesamt betrug mit Studienbeginn zum Sommersemester 74 nur knapp 300, davon über zwei Drittel in den neuen Lehramtsstudiengängen - verteilt auf 18 Unterrichtsfächer. Die Zahl der Studierenden pro Fach war in den meisten Fächern noch so klein, dass der Lehrbetrieb aus der PH übernommen wurde und von den neu berufenen oder neu eingestellten Lehrkräften relativ gut zu bewältigen war. So konnte auch - trotz zusätzlicher Belastungen - die unterrichtspraktische Betreuung vor und während des Praxishalbjahrs der Studierenden in den Schulen gemeinsam durch Fachlehrende von der Uni und durch Kontaktlehrkräfte aus den Schulen während der praktischen Phase im 5. oder 7. Semester in der Regel gewährleistet werden. Ich wage das so zu formulieren,

obgleich ich weiß, dass viele der hier Anwesenden, die damals Betreuerinnen und Betreuer der einphasig Studierenden waren, sich nur unter Zeitdruck und geduldiger Aufopferung, aber fast immer mit großem Engagement für unsere Studierenden eingesetzt haben. Wenn wir heute dankbar daran erinnern wollen, dann nicht deshalb, weil unsere gemeinsamen Probleme der Vergangenheit angehören. Ich möchte vielmehr fragen, was wir aus den damaligen Studien- und Praxismodell für die heutige Reformdiskussion noch lernen können.

An einigen Erfahrungen mit der Einphasigen Lehrerausbildung möchte ich abschließend anknüpfen, weil sie lehrreich sind für unsere heutige Diskussion über gestufte Abschlüsse auch in der Lehrerbildung.

Die Einphasige Lehrerausbildung wie auch das zu Zeit geplante konsekutive Bachelor- / Mastermodell, das in den nächsten Jahren eingeführt wird, besteht im Grunde aus drei Ausbildungsabschnitten: Damals wie heute gibt es eine grundständige Studienstufe von 4-6 Semestern, die damals als Vorbereitung zum Praxishalbjahr diente und heute mit einem eigenen berufsvorbereitenden ersten Abschluss, genannt Bachelor, beendet werden soll. Damals war das anschließende Praxishalbjahr Bestandteil des Studiums. Heute sollen die einzelnen Praxiselemente über das gesamte Studium der Bachelorphase und der Masterphase verteilt werden. Die Probleme damals wie heute klingen ähnlich: Damals wurde allgemein darüber geklagt, dass die Unis für die Lehrtätigkeit als Fachlehrkraft keine verlässlichen ersten Fachzertifikate ausstellen konnte, bevor die Studierenden in ihre 1. Praxisphase eintreten sollten. Das wird mit dem ersten Bachelor-Abschluss künftig anders sein. Damals erhoffte man sich eine insgesamt auf den Lehrberuf orientierende vertiefende Ausbildung für die 3 Studiensemester nach dem Praxishalbjahr. Doch dieses Vertiefungsstudium blieb damals noch unstrukturiert. Die Chance zur Entwicklung einer berufsbezogenen Studienphase nach einem ersten lehramtsbezogenen Abschluss hatten wir damals nicht mehr bekommen, zumal der gesamte Modellversuch Einphasigkeit für die Uni Osnabrück bereits 1980 endgültig auslaufen musste. Heute versuchen wir, das auf den Lehrerberuf orientierte weiterführende Fächerstudium auf Master-Abschlüsse hin wiederum mit den Anforderung an die Praxisausbildung im Referendariat zu koordinieren. [...]

Insgesamt erinnere ich mich gern an die fruchtbare Aufbruchstimmung von damals - 1974. Eine größere Zahl von Studierenden konnte sich damals für ein neues Lehren und Lernen, für neue Formen eines kooperativen Umgangs mit Lernenden in der Schule und für einen stärkeren Wissenschaftsanspruch an die eigene Berufstätigkeit begeistern. Es war z. T. so, als ob die Ideale der Aufklärung und Kritik, die bereits die Humboldtsche Bildungsreform vor 200 Jahren kennzeichnete, mit neuen gesellschaftlichen Inhalten verbunden wurde. Doch ich kann es mir kaum leisten, diesen letztlich von oben gestoppten Reformversuch hier in allzu rosigen oder gar roten Farben zu malen.

Denn in einer anderen Hinsicht waren wir auch nur ganz partiell erfolgreich: Ein Teil der Studienabsolventen von damals fand nicht mehr den Weg in den Lehrerberuf. Unsere Ausbildungsreform fiel in eine Zeit, für die die Medien den hässlichen Begriff der „Lehrerschwemme“ geprägt hatten. Doch die sich androhende hohe Zahl von arbeitslosen Lehrern blieb weitgehend unsichtbar, viele der damals einphasig Ausgebildeten fanden den Weg in andere lukrative Berufe, aus denen sie sich auch später nicht mehr wegbewerben mochten. Die ursprüngliche Planung einer grundständigen berufsbezogenen Ausbildung erfüllte sich auf andere Weise: Die einphasige Ausbildung hatte weitaus mehr berufliche Flexibilität verwirklicht, als man es je für möglich gehalten hatte.

Heute stehen wir vor einer Reform, die in die Zeit eines Fachlehrermangels fällt, zum Beispiel in naturwissenschaftlichen und künstlerischen Fächern. Die Frage ob wir die Möglichkeiten nutzen können, einer erneuten Reform Kontinuität zu verleihen, möchte

ich an dieser Stelle offenlassen. Aber einen letzten Hinweis möchte ich noch geben: Damals wie heute steht im Kreuzfeuer der Kritik, dass Studierende nicht nur wenigstens zwei Unterrichtsfächer, sondern zusätzlich drei bis vier berufsbezogene weitere Grundwissenschaften gleichzeitig belegen müssen. Das Problem ist also uralte. Doch schon damals versuchte man wenigstens, die sogenannten „Grundwissenschaften“ in einem integrierten Curriculum neu zu definieren durch die Bestimmung von gemeinsamen Inhalten und nicht von disziplinären Begriffen. Damals hieß der Integrationsbereich der Reform „Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften“ (EG-Bereich). Die Frage, wie man im Lehramtsstudium das bloße additive Lernen unterschiedlicher Fachinhalte wenigstens einschränken kann, bleibt weiterhin aktuell.